Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 24

Artikel: Die Orchideen
Autor: Hofman, P. / Blochert, W.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672916

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Orchideen.

Von P. Hofman. Übersetzt von W. Blochert.

Auf der Pritsche seiner Zelle, auf die er sich, wenige Augenblicke zuvor, erschöpft von der schweren Tagesfron in dem mörderisch heißen Klima von Guayana, dem Land der Mangroven und Rhizophoren, niedergeworfen hatte, lag der große, starkknochige Körper Pappilos, des Halbblütigen. Matt und leblos war sein Blick nach oben gerichtet, wo Tausende von Staubteilchen in dem immer breiter werdenden Strahlenbündel, das die untergehende Sonne durch das kleine Gitterfenster in seine Zelle warf, auf- und niedertanzten.

Siebzehn Kerben zählte der Stiel von Pappilos Hacke, die ebensoviele Jahre bezeichneten, die er nun schon in diesem verfluchten Lande zugebracht hatte. Unzählige Male hatte er mit Hunderten seiner Mitgefangenen unter strenger, bis zu den Zähnen bewaffneter Bewachung den Weg nach dem 2600 Meter hohen Boraima zurückgelegt, an dessen Fuß die Unglücklichen schwere Arbeit erwartete.

Das war die Strafe, zu der er wegen Ermordung eines Mitmenschen verurteilt worden war. Aber daran dachte Pappilo kaum noch. Das Gehirn jemandes, den man zu lebenslänglichem Aufenthalt nach Guayana deportiert und der bereits siebzehn Jahre in diesem fürchterlichen Land verbracht hat, arbeitet nicht mehr schnell, und nur noch sehr vage erinnerte er sich an die Tage seiner Jugend, als er mit seinem Vater an den Ufern des Gambia, des mächtigen Flusses in seinem Geburtslande, umherstreifte.

Was fesselte ihn eigentlich noch ans Leben? Die Hoffnung auf Begnadigung? Was sollte er mit seinem alten, zerschundenen Körper unter den Menschen anfangen? Seine letzten Lebensjahre in einer Kohlengrube oder als Arbeiter in einem fernen Hafenplatz verbringen? Dann war Guayana noch vorzuziehen. Da hatte er wenigstens sein sicheres Brot und . . . seine Orchideen.

Ja, das war der einzige Lichtstrahl gewesen, der sein menschenunwürdiges Dasein in diesem Lande ein wenig aufgeheitert hatte: als ihm der Kommandant der Bewachungstruppen zum Zeichen seiner Zufriedenheit über seine gute Führung ein kleines fruchtbares Stück Land außerhalb der Gefängnismauern zugewiesen hatte. Dort hatte er Orchideen angepflanzt, die Pflanze mit den herrlichen Blüten, die er so oft in den Sümpfen gesehen hatte, wenn er mit seinen Genossen nach der Arbeitsstelle am Boraima wanderte.

Dreimal in der Woche und des Sonntags durfte er eine Stunde auf seinem Stück Land arbeiten, und das waren seine glücklichsten Augenblicke. Zwar standen die Soldaten mit geladenem Gewehr nicht weit von ihm entfernt, doch wenn er in seinem Garten arbeitete, fühlte er sich wie ein freier Mann und dachte nur an die Pflege seiner Blumen. O, wie intensiv hatte er mit den saftigen grünen Stengeln mitgelebt, die jeden Tag wieder größer und kräftiger wurden, um die Krone tragen zu können, die das glorreiche Ende des alten und gleichzeitig den Beginn eines neuen Lebens in sich barg.

Wie ein Kind sehnte er sich nach den wenigen Stunden, in denen ihm erlaubt war, auf seinem Stück Land zu arbeiten. Noch waren die Blüten geschlossen, aber morgen würden sie vielleicht aufgeblüht sein, und dann wollte er einige mit in seine Zelle nehmen, um sich immerfort an der Farbenpracht zu erfreuen, die er durch seine Pflege und Mühe der unansehnlichen Knolle entzaubert hatte.

Da sprang das schwere Schloß seiner Zellentür zurück.

Während einer der Wächter mit dem Revolver in der Hand an der geöffneten Tür wartete, stellte der andere Pappilos dürftiges Mahl, bestehend aus einem großen Stück Schwarzbrot und einer Schüssel Suppe, auf den hölzernen Tisch.

Hohl klang der Tritt von Pappilos schweren Arbeitsstiefeln durch seine Zelle, als er sich, nachdem die Tür sich hinter den Wärtern geschlossen hatte, an den Tisch begab, um zu essen. Seine großen Fäuste griffen zuerst nach dem Brot, das er in kleine Stücke brach und in die Suppe warf. Dann begann er langsam zu löffeln.

Still — was war das — was hatte sein Nachbar in Zelle 188 ihm mitzuteilen? Dumpf ertönten schnell aufeinander folgende Schläge, jedesmal unterbrochen von kürzeren und längeren Zwischenpausen, an der linken Wand seiner Zelle. Es waren Zeichen, die nur den Deportierten bekannt waren, und deren sie sich oft bedienten, wenn sie einander etwas mitzutei-

len hatten. „Heute Nacht," buchstabierte er, „wird gemeinsamer Fluchtversuch unternommen. Halte dich bereit."

Eilig griff Pappilo nach seinem Löffel und schlug damit dreimal an die Wand: das Zeichen, daß er verstanden hatte. Dann gab er den Bericht an den Gefangenen weiter, der sich rechts von ihm befand.

Er warf sich auf seine Pritsche. Frei? Er lachte grimmig. Niemals kann man aus diesem verfluchten Lande fort. Im Norden und Osten der Ozean und der Orinoco, im Süden und Westen der Amazonenstrom und der Cassiquiare. Quer durch undurchdringlichen Urwald und Mangrovenwälder müßte man wandern. Nein, der Klang des Wortes Freiheit hatte auf Pappilo keine Wirkung mehr. Und dann die Soldaten, die gute Schützen waren und auf Menschenjagd trainiert. Er beschloß sich zur Ruhe zu begeben und die kommenden Dinge abzuwarten.

Bald bewies ein regelmäßiges Atmen, daß Pappilo in tiefen Schlaf gefallen war.

Plötzlich fuhr er erschrocken auf. Sein erster Blick galt dem kleinen Gitterfenster, durch das ein Stückchen Himmel sichtbar war, an dem der Gefangene jeden Morgen ziemlich genau sehen konnte, wie spät es war.

„Gegen vier Uhr," murmelte er, „gleich wird die Sonne aufgehen." Er hielt den Atem an und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, doch er hörte nur das Klopfen des eigenen Herzens. Sollten seine Genossen bereits den Versuch gewagt haben? Ach, was ging es ihn eigentlich an? Jedoch von Neugier getrieben, richtete er sich von seiner Pritsche auf und lief nach der Tür. Großer Gott ... die Tür war offen! Vorsichtig steckte er seinen Kopf hinaus, doch auf den Gängen herrschte tiefe Finsternis. Behutsam verließ er seine Zelle und ging Schritt für Schritt, wie ein Blinder die Mauern abtastend, in den Flur. Ha . . . da war Licht! Noch einige Sekunden und er stand an der schwer gepanzerten Außentür. Ein heftiger Kampf schien hier stattgefunden zu haben. Fünf Soldaten lagen in großen Blutlachen vornüber auf dem Boden. Wohin jetzt? Er kam zu spät. Die andern waren ihm bereits weit voraus. Nun er sich doch einmal außerhalb der Gefängnismauern befand, wollte er versuchen, aus Guayana fortzukommen, vielleicht daß es in seinem Vaterlande noch Menschen gab, die ihm helfen würden, ein ehrliches Stück Brot zu verdienen. Aber vor allem wollte er noch einen Blick auf seine Orchideen werfen, die nach seiner Berechnung jetzt zum ersten Male blühen mußten.

Hastig schlug er den Weg nach seinem Gärtchen ein. Dort hinter dem Walde lag es. Kaum war er am Walde vorbei, als ihm ein leiser Schrei entschlüpfte. Dort standen in der vollen Pracht ihres Farbenreichtums die geliebten Blumen. Gerührt ließ er sich vor dem Beet auf die Knie nieder, und sanft streichelten seine schwieligen Fingerspitzen die purpurn gefleckte Blüte eines besonders schönen Exemplars. Lange blieb sein Blick ruhen auf seinen Lieblingen, die ihn in den letzten Monaten seines elenden Daseins so viel hatten vergessen lassen, und von denen ihm der Abschied jetzt schwer fiel. Doch es wurde Zeit, daß er floh. Noch einen langen Blick warf er auf die Blumen, dann eilte er fort.

Plötzlich — er war noch keine zehn Meter von seinem Beet entfernt — ertönte hinter ihm das Kommando: „Hände hoch!" Blitzschnell drehte er sich um, und dort, hinter seinem Garten, stand ein Soldat, das Gewehr im Anschlag. Willig hob Pappilo seine Arme hoch. Hinter ihm wurden jetzt auch Schritte hörbar. Er war umzingelt.

Die Augen starr auf Pappilo gerichtet, bereit, ihn bei dem ersten verdächtigen Zeichen niederzuschießen, kam der Soldat, der ihn angerufen hatte, mit einem Paar Handfesseln auf ihn zu. Er sah kaum, daß das Orchideenbeet ihm den Weg versperrte. Ein banges Vorgefühl beschlich Pappilo. Der Tolpatsch würde doch wohl um das Beet herumgehen? Aber nein, schon trat sein großer Soldatenstiefel die ersten Blumen nieder. Bei diesem Anblick traten Pappilo die Tränen in die Augen. „Zurück! Zurück!" schrie er in seiner Muttersprache. Zugleich lief er, die Arme abwehrend nach dem Soldaten ausgestreckt, auf diesen zu, um ihn zu hindern, noch mehr von den kostbaren Blumen zu zertreten.

Dieser, der den großen Zwangsarbeiter auf sich loskommen sah, setzte sich schnell zur Wehr . . . ein Schuß ertönte . . . und in die Stirn getroffen, stürzte Pappilo nieder, mit seinem Blut das Stückchen Erde tränkend, in der seine teuren Orchideen an diesem Morgen zum ersten Mal geblüht hatten.